

Berliner Familienzeitung

Das Mahl des Klasses von Viktor Galling

[8. Fortsetzung.]

[Kochbuch verboten.]

Der alte Jerffen verlor sich in lächelndem, aber die Vorgänge ferne ich doch! Das ist doch lässig gefügt. Sehenharts Sohn ging in den Tod. Er war als Greis ohnmächtig worden. Täglich kommt das vor, daß jemand einen Werenden abfällig beschleht. Ihnen aus den Folgen einen Vorwurf machen zu wollen, ist abgemacht. Ich fenne doch, wiederholt ich, all die Zusammenkünfte —

„Ehen nicht?“ fuhr er Herbard Kuttwein heraus. „Ein Zusammenkunft ist da, von dem nur drei auf Erden bisher wußten. Die Sehenharts — und ich. Nicht meine Frau, Sie nicht, niemand, niemand. Und auch ich erfahre es erst aus Sehenharts Munde, was er jetzt, um das Werk seiner Rede voll zu machen, hinauszerren will — das eine, daß August Sehenhart nicht sein Sohn war...“

„Erdwoken, dann aber eben! Ich will nicht, griff Sanitätsrat Jerffen nach den Schultern des Bezirksintendanten. „Armer, lieber Freund! Warum haben Sie den Kummer so lange allein getragen?“ sagte er mit sanfterm Vorwurf, und er sah jetzt schon immerzu aus in diesem Augenblick. „Das ist ein bitterer Lebenskummer — zu schwer für einen Mann. Und nun endlich geht mit auch ein Teil auf, warum Sie gegen Sie unerschrocken und überheblich sind. Mirs begreife ich jetzt. Selbstverständlich mußte Sie das bis ins Innere erschüttern. Dr. Sehenhart Ihr Sohn! Eine Tragik, unparierbar...“

„Mir ist doch dieses schmerzliche Wissen heran. Armer Freund, was haben Sie gelitten!“

„Und auf einmal schloß er mit den Fingern. „Aber reden Sie sich doch nun und nimmer ein, daß Ihr Sohn diese Ehrenhaftigkeit auf den Markt führen könnte. Er kann machen, was er will — aber er hat in seiner Verleumdung mehr Unheil angerichtet, als ich einem Menschen seines Schlags angetan hätte — niemals, hören Sie, Kuttwein! wird er sich jemals erwidern, die Schande seines eigenen Hauses an die Öffentlichkeit zu geben. Bedenken Sie doch...“

„Über die Drohung! Was hätte er sonst noch, nachdem er mich mit dem Drama klagelagelt und der Ehrenhaftigkeit anheimgegeben hat?“

„Dapperlapp!“ habe ich denn für den alten Jerffen gehalten? „Glauben Sie ernstlich, er hätte die schwere Schuld empfangen, die Einzelanfertigung der numerierten Gattin Ihres Schwagers Pfaffmann und des Kunglängers — Sohnmann die er Jambol — in Ihr Haus zu Spionage zu machen — wenn er diesen schändlichen Krampf hatte ausüben wollen? Nein, an so etwas glaube ich nicht.“

„Wenn Sie recht bedenklich!“

„Das glaube ich. Und nun kein Wort weiter. Sie quälen sich wegen eines alten Schuld, an der nichts mehr zu ändern bleibt. Sie haben mit Ihr Herz ausgeschüttet und damit lassen Sie es für heute genug sein. Ehen hier ich Ihres Schwagers tohns Stimme. Lassen Sie mich jetzt für ein paar Stunden gehen. Ja, hofft, etwas für Sie auszuwickeln.“

Der alte Jerffen hatte einen plötzlichen Entschluß gefaßt. Was er in dieser schweren Stunde reckommen hatte, ließ das Seiden des einen und den Haß des anderen fieber in einem ganz anderen Sinne sehen. In dieser Werrnis mußte jedoch gehandelt werden. Dem Manne, der seit Jahren so unglücklich lit und sich in ewig wiederkehrenden Leiden versetzte, mußte geholfen werden.

„Ich ein paar stützende und beruhigende Worte, und Sanitätsrat Jerffen verließ das Haus. Er nahm an der Halterseiner Brille ein Lute. Die Idee von Brutus Sehenhart war ihm bekannt. Als Väterchen wollte er zu ihm gehen. Der Brutus Sehenhart war in der Kage, den Herden, armer, armer Mann von seinem Alptraum zu befreien. Von der Angst, daß Sehenhart diese Seite aus nicht retten könnte, mußte ihm ein bindendes Wort des so lange Unselbständigen ersten.

Die Fahrt währte lang, aber je näher der Sanitätsrat seinem Ziele kam, um so zuverlässiger ward ihm zumute. Er sah mit einem Male in Sehenhart nicht mehr den Menschen, der nun blindwützig hassen konnte. Dieser plötzlich veränderte und veränderte Mensch hatte demselben fühllos geknallt. Als er das letzte Kind, das sein Weib unter dem Bergen trug, als sein eigenes Kind vor der Welt anerkannte, hatte nicht der Gott des Hauses an der Wiege des Knaben gestanden. Die alte Regung von damals, konnte in Sehenharts Blick nicht völlig erloschen sein. Man mußte sie wieder erwecken. Man durfte hoffen. Ganz anders sah Dr. Jerffen den verärrerten Mann vor sich.

Als er jedoch die Wohnung Sehenharts erreichte, empfangt ihn die Tochter, daß der Volkspöbel vor Furchen das Haus verlassen habe. Da er außer halb Berlin eine öffentliche Versammlung hatte, war seine Rückkehr unbekannt, der Mitternacht sei je fernfalls zu erwarten.

Dr. Jerffen blieb nichts anderes übrig, als seinen Besuch für den folgenden Tag in Aussicht zu stellen. Er ließ seine Karte zurück und schrieb ein paar Worte darauf. Die Worte „in einer dringlichen Angelegenheit“ unterzeichnet er. Dann hing er langsam die Treppen wieder hinunter.

VIII.

Freba hatte nach einigen Mägen Fernsprechgesprächen nach Melchior's Seminarium bekommen, doch Melchior selbst war nicht zu erreichen gewesen. Die Überführung einer schwachen Dame aus Potsdam, die er selbst leitete, hatte seine Anwesenheit in Potsdam nötig gemacht. Möglichkeiten, die die Auskunft, mußte er gleich dort eine Operation vornehmen. Andererseits hatte er hinterlassen, daß er vor Anbruch der Nacht wieder in Berlin sein werde. Mit seinem baldigen Kommen war somit nicht zu rechnen.

Eine lange Unruhe leitete auf allen Gemütern, so sehr sich auch der Sanitätsrat, der noch vor der eigentlichen Erkrankung von seiner verzehrenden Fahrt nach der kühnen Wohnung zurückgekehrt war, angelegen ließ, die Familie zu beruhigen. Sobald der Fernprediger künfte, fuhr Freba herab auf. Es war ihr, als könne nur von ihrem Verlobten Hilfe kommen, der ja an und für sich nicht mehr zurichten konnte als sein Vater. Als der Apparat seine Glocke wieder klingen ließ, meldete sich Erich Egg, einer von Jerffens Mitbewohnern. Freba schickte nach ihrem Bruder, der aber nirgendwo zu finden war. Als sich der junge Egg nach einiger Zeit nochmals meldete, konnte ihm nur derselbe Beiseid gegeben werden. Freba juckte hinzu: „Wie ahnen nicht, wohin er gegangen sein konnte, Herr Egg. Soll ich ihm etwas ausrichten, wenn er wiederkommt. Oder haben Sie heute Ihre Dienerfräulein?“ Dann wird Freba kaum kommen.“ Und sie sagt, daß ihr Vater erkrankt sei.

Erich Egg antwortete, dann bemerkte er sich doppelt. „Und heute fände kein Dienerfräulein statt. Er habe Freitag nur angeklaut, um ihn zu bitten, doch ja von seinem Vorhaben abzuweichen. Und er fragte vornehmlich: „Selbstverständlich sind gnädige Fräulein doch bis jetzt?“

„Natürlich, lieber Herr Egg. Aber was denn für ein Vorhaben?“

Da kam es heraus, daß Freba für heute wieder den Besuch einer Volkserammlung geplant habe. Er, Egg, habe inzwischen erfahren, daß es dort besonders weit hergehelt solle. Armer Pfaffmann habe sich freier Mühe geübt, daß geführte Kaufbolde, natürlich sogenannte Halbfürer, und anderes Gekladder sich in Spandau herumtreibe.

„In Spandau?“ fragte Freba erstaunt und erfuhr, daß die Volkserammlung, die der Bruder in Begleitung eines Massengewaltigen habe beenden wollen, in Spandau stattfinden. „Ich glaube, ich kann Sie beruhigen“, sagte sie. „Sie haben, in mein Vater krank geworden, und deshalb wird Freba nicht daran denken, fortzuziehen. Vielleicht ist er auf dem Wege zu Ihnen. Haben Sie aber besten Dank. Ich werde Ihre Warnung befolgen.“

Freba hatte trotzdem in dem Durcheinander, das heute im Hause herrschte, das Ferngespräch beinahe vergessen, wenn bei der Hauptabsicht Freba nicht gefest hätte. Armer vermochte sich das zu erklären. Er war, wie Emil sagte, eine halbe Stunde, nachdem Sanitätsrat Jerffen zum experimentellen verpackt sei, zum Core hinausgegangen. Gegen seine Gewohnheit habe er nicht den kurzen Sportpelz getragen, sondern eine dunkle Pelzrinne, die er in der letzten Zeit nie benutzt habe; auch habe der junge Herr — „wie begeistert“, sagte der Diener künze — eine sehr ernste Miene gemacht.

Die Auskunft beirietete niemand. Es dünkelt drangen Freba mußte, daß sie rechten Zeit gegeben wurde, und gerade heute war es doch ein Beweis, daß er sich irgendwo abfinden würde. Freba berichtete, Freba habe tatsächlich neben dem Vater gemitt. Im ersten Schreck hatten beide ja nicht anders geglaubt, als der Schlag habe den Vater zu Boden geworfen.

„Dilettant ist er in der Psychole“, meinte Ulla, die aus Potsdam zurückgekommen war, als alle im Hause bereits die Worte des alten Sanitätsrats wiederholten, daß nichts Gesünder zu beschaffen sei. Der plötzliche Schwimdenfall sei ohne Folgen verbergegangen. Sie war die Rühigkeit und meinte, in dem Alter komme das vor; das sei leider Naturgesetz. Vor allem aber sei es eine Folge der Überbürdung mit Geschäften. „Dapa nimmt alles an grünilich; ich sehe es ja jetzt wieder täglich, wenn man mit ihm konzentriert. Und überhaupt, wenn man nicht mehr der Junge ist, Gesünder sollte allerdings nicht eine Ausnahme.“ Und sie erzählte von Potsdam, über seine Seite zu.

„Der Mann sagte, der Ohnmachtsanfall sei doch, wie er hore, durch die Schritte des Sehenhartigen Begehletes hervorgerufen worden.“ „Darf ich wissen, wo das Papier geblieben ist?“

„Das heißt, soviel ich weiß, Freba ein.“

„Freba.“

„Nun wurde man doch befohl, wo Freba hat, Ulla erwiderte. Das sei Verleumdungen an Dilettantigkeit freize. Grafin Ottilie habe auch den Kopf über die heutige Jugend geschüttelt. Gerade die Gemütskranke —

Die Bodbiersaison früher und jetzt

von Syndikus C. Vogt

Es war zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Bodbiersaison war in Berlin damals eine sehr beliebte Sache, in denen Spazieren von Gassen der Militärkongress, Speiß und Trank sich gütlich taten. Vor dem Gassenhauer, dem Spahnauer und Brenzlauer Lor, in Friedrichshain, in der Landberger und Königsallee, in der Heidenhöhe und nicht zuletzt in den Anlagen umher, lag jede Gesellschaft mit feinem Gärten und weiten Gassen. Eine der Frühling auf die Berge, so wurde die sogenannte Bodbiersaison angefaßt, ähnlich wie heute, nur erheblich später.

Damals nahm nun diese Bodbiersaison vom „Garten am Tempelhofer Berg“ ihren Ausgang. In Berlin beliebt wurde das süßliche Rasen, aus reudigen Freizeitspaß, selbst die Gassen genossen. Doch hier nicht als „Selbst der Mann“, denn um die Sicherheit drängten sich Mannlein und Weibchen, um das Bier zu erziehen und den beschriebenen Chaus — der Sierzug fünf Silberergossen — zu erlegen. Allmählich kam dann die „Bodbiersaison“ ins „Aufleben“, denn sie wurde von Gassen zu Gassen und Gassen zu Gassen, je nach dem einzelnen Brauereier in der Gassen, des Wäghes ihres Stoffes für angezeit hielten, und so gelang es, daß schließlich kein bald nach der Wintermadschaft Bodbier ausgefaßt, und von unternehmenden Wirtin Bodbierseife veranlaßt wurden. Ganze Anstalten stellten sich mit der Bodbiersaison ein, und die Bodbiersaison in den Dienst solcher Unternehmungen, bis die erster und erster sich geltend machte dem immerhin harmlosen Bodbierseife einen Dampfer aufsteht, und zuletzt, schon weil das Bier zu teuer geworden, nur noch immerliche Reste des einseitigen Bodbierseife zu Gassen stellten. Schließlich schloß diesmal die Bodbiersaison wieder die erwinliche Knechtin.

Der „Arbeits“, die heutige Brauerei Gesellschaft, Bodbiersaison in der Belle-Alliance-Straße, tat sich im Jahre 1839 an. Im Jahre 1888 machte Georg Leubsdorf Pöppel, der Inhaber der Bodbiersaison Weinhandlung in der Leipziger Straße, das Gelände der nunmehrigen Berliner Bodbiersaison zum Bodbiersaison, und die Bodbiersaison in den Bodbiersaison. Der Bodbiersaison nach dem Bodbiersaison der Brauerei am Tempelhofer Berg den Namen „Arbeits“ beilegte, entsprang nur dem historischen Ursprung.

Wie der Name „Bodbier“ selbst entstanden ist, bleibt verblüht nach einer Lokortfrage. Bodbiersaison, das ist ein Rätsel, und man findet ihn nun „Arbeits“ als der Bezeichnung für das Bier. Manchen eingeführte schwere Sündler. Bier. Andere wollen wissen, ein bodbieriger Jüdt habe noch eine Bierprobe beim Aufstieg aus den Lagerfeller gerufen: „Ist das Bier gut geblieben?“ Deshalb habe man dem Bier diesen Namen gegeben. Bodbiersaison aber hat nicht begriffen werden. Das Bodbier ursprünglich ein Feinheitsmaßwort war. Es wurde in einer Zeit gewöhnt, in der allererste urale Bodbiersaison noch irgendwie spürten, Brauende, die auf unphysiologische Vorstellungen hinwiesen, zum Beispiel auf den Ault. Tonar (Acht), der auf einem mit drei Waden bekannten Wagen durch die Wäite fuhr. Tonar ist also nicht nur der Kopf, der Boden und die Füßhaken, sondern auch dem Bodbier gewöhnt, und vielleicht hängt es mit dem alten Germanengott zusammen, das man das Maß dieses Tieres als Abzeichen des Bodbiers wählte.

Reben dieser „Bod“-Saison am Tempelhofer Berge wurde zu neuer Zeit allerdings meist wie heute der „Spandauer“ und „Bod“ genannt, gleichzeitig aber noch ein anderes, diesen bodbierähnliches Gleichheit mit der unterirdischen Bezeichnung „Zibbe“ (Siege) belegt. In dem Streit, der in Berlin immer in jedem Frühjahr zur Zeit der steigenden Bodbiersaison aufs neue ausgefochten wurde, ob die Zibbe rechtlich liege oder umgekehrt, sehen sich nach und nach die Anstalten so weit gefaßt, daß man den Bodbier, wie er ist, in einem richtigen Bodbier aus, auf die Linie Speiß, also an die Gasse der Chaussee beruht und die Zibbe auf die Nordseite; aber die „alte“ Zibbe wird den weitesten noch bekannt sein. Der Bodbier wurde zu Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts von dem aus Bayern kommenden Brauereier, dem Bodbiersaison als Feinheitsmaßwort angenommen, mit welchem ein feiner Feinheitsmaßwort verbunden war. Hier wurde das erste Bodbier am Spandauer Berge verpackt. Gegenüber lag damals ein einfaches Wirtschaftshaus, welches 1846 von einem gewissen Feinheit an Bodmann herauf wurde. Bodmann legte nun im Jahre 1850 einen Bock an, und dann gab der Bodbier, der Feinheit Feinheitsmaßwort den Bodbiersaison „Zibbe“ im Gassen, was auf dem Bodbier der anderen Seite, dessen Name sich von dem dort vertriebenen Bier ableitete.

Die ursprüngliche Restaurationszeit ist noch vorhanden, er liegt jedoch nicht an der Straße, sondern ein Gäßchen zurück, und zwar neben der „Berghauserei“.

Lehrbüchern ist ein Bier, welches nie noch heute bei uns mit Bodbier bezeichnet, auch in anderen Städten, nicht nur München, längst bekannt geworden. So in Schießen, denn eine ähnliche Bezeichnung kommt in Breslau bereits im 14. Jahrhundert vor. Man braut dort den „Schops“ (Schops) und verbot die Einfuhr des Schwednitzer Bieres, um dem „Schops“ genaugenden Absatz zu fördern. Es entstand jedoch ein Bierlein, der Feinheitsmaßwort „Bierlein“ (1820 bis 1881), weil sich die Feinheitsmaßwort den Feinheitsmaßwort Bieres nicht verkümmern lassen wollte. König Wenzel brachte die Frage erst zur Entscheidung. Der Schops feigte über das Schwednitzer Bier, und die Feinheitsmaßwort durfte die Abhängigkeit fortan zwar weiter führen, aber nicht an andere abgeben. Auch in Bayern soll sich das Wort „Schops“ als Biername eingebürgert haben, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß er bei der Entstehung des Wortes Bodbier mitgewirkt hat.

So hat das Bodbier seine Geschichte, und wenn auch die Feinheitsmaßwort in den Feinheitsmaßwort nicht ohne Einfluß bleiben wird, so wird es doch nicht verlieren, seinen eigenen Rang an Feinheitsmaßwort auszubilden, den die Zeit wohl abschmiden, aber zunächst wenigstens nicht ganz aufgeben wird.

Das Kochende Dorf

Ein Dorf, das ein einziger großer Kochtopf ist, und in dem niemand nach oder den Herd zu setzen braucht, ist der Ort Wshaferswara in Rußland. Das Dorf liegt in einem Gebirge, in dem unterirdische Quellen tätig sind, die heiße Quellen erschöpfen. Diese wertvollen Quellen haben die österreichische Kaiserin die Kaiserin Katharina besucht. Sie erfuhr ihnen irgend welche Geldmittel oder irgend eine fremde Unterstützung um die Welt und ist jetzt nach fünf Jahren auf den Feinheitsmaßwort angekommen. Mit dem Feinheitsmaßwort fuhr sie nach Kottawa, das ein berühmtes Städtchen ist, denn in der Nähe und Stadtmitteln haben heiße Quellen Herrn Genser, und die Kaiserin Katharina umfaßen die Häuser. In Kottawa gibt es ein berühmtes Badium- und Feinheitsmaßwort, in das man vorzüglich hineinfallen muß, denn zu starke Bewegung färbt den Körper, und ein Kochtopf, der in die Augen färbt, würde sehr unangenehm empfunden werden. Dann fuhr die Kaiserin im Boot nach dem „Kochenden Dorf“ Wshaferswara. „In dem Dampfkessel des Erdbebens“, schreibt sie, „steht in eigenen Flammen die feine Kottawa, demselben ein Stück Schwefelstein der Abdichtung entgegen, durch den Dampf aus der Schlamm aufsteigt. Aus einer Heißquelle kommt eine unterirdische Quelle unheimlich, sie heißt „Das kochende Schwein“. Auf einer Bergspitze liegt unangegeben ein altes, mit Goldplätzen und Ballgruben umgebenes Dorf, vor dem alte Götterverehrungen, religiöser und mit vorbedeutender Jung, haben, und in das man nur durch ein oberirdisch geschnitztes Tor treten darf. Von Sinnen ist die Wähere oder Wohnstätte des Kochenden, des Priesters oder Bauers, in dessen heilige Gegenwart sich kein geringer Mann wagen darf. So heißt der „Lapu“ nur er, daß er nie Speisen herkommen durfte; infolge dessen hütete man ihn mit einer langen Stange, auf die Pfeile und andere Speise gegeben wurden, durch einen schützenden unangehen Baum. In der dahinterliegenden Schlucht, zu der man an Schlammpfaden vorber und durch Manu-Gestrüpp hindurchgegangen, liegt der einzige im Augenblick lebende Genser. Die weiblichen Wähere, die ins Feuer des Stimmels zu fischen gehen, das Goh des Erdbebens und der feine Dampf der umgebenden Dampfkessel beruhten sich zu einem schänen Bild. Mächtig wirken diese Genser, die Schlamm hochwerfen, und die mit ungleicher Genauigkeit in die Höhe gehenden, nachdem ein unheimliches, im Erdinneren vor sich gehendes Rollen hörbar geworden...“



„Das mal, woher kommt es, daß du so dünne Beine und so einen kleinen Kopf hast?“

„Ja, Mensch, ich esse doch mit'm Kopf und nicht mit dem Bein.“